Morgen-Ausgabe. Nr. 493. Berlin, Freitag, den 21. Oktober 1892.

Neue Preußische Zeitung.

Gewidmet mit Gott für König und Vaterland

Nr. 493. Morgen-Ausgabe. Berlin, Freitag, den 21. Oktober 1892.

Dies Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage. — Vierteljährlicher Abonnementspreis: Für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig, mit Bestellgeld 8 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne Nr. wird mit 10 Pfennig berechnet.

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf dieses Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Kühnzägers-Straße Nr. 15, und die bekannten Expeditionen. — Inseratenpreis für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile: 40 Pfennig.

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch dritte Seite.)

Köln, 20. Oktober. (W. T. B.) Wie die „Kölnische Zeitung" aus Sofia von heute meldet, ist ein Ministerial-Erlaß ergangen, in welchem auf die Bestimmungen des neuen Unterrichtsgesetzes hingewiesen wird, wonach den Gemeinden verboten ist, diejenigen Elementarschulen zu unterstützen, in denen nicht in bulgarischer Sprache unterrichtet wird.

* **Wien**, 20. Oktober. (Privat-Telegramm.) Die Ernennung v. Szögyenyis zum Botschafter wird noch im Laufe dieser Woche publizirt werden.

Wien, 20. Oktober. (W. T. B.) Die „Politische Korrespondenz" bezeichnet die Wiener Meldung der „Bohemia", wonach der Finanzminister Dr. Steinbach zu dem Delegirten Cyon warnend gesagt haben sollte, durch ein falsches Vorgehen würde nur Pleuer in den Sattel gehoben, als vollkommen erfunden.

* **Prag**, 20. Oktober. (Privat-Telegramm.) Die Tschechen sind mit der Auflösung der Reichenberger Stadtvertretung unzufrieden, angeblich, weil dieselbe durch deutsch-nationale, nicht aber durch den Tschechen freundliche Haltung begründet wurde, ein Wirklichkeit aber, weil sie ein gleiches Vorgehen gegen die jungtschechischen Gemeindevertretungen extremer Haltung befürchten.

Paris, 20. Oktober. (W. T. B.) In der heutigen Sitzung des Ministerrathes theilte der Unterstaatssekretär der Kolonieen, Jamais, mehrere Depeschen des General-Gouverneurs Lanessan mit, in denen es heißt, daß die Lage in Indo-China eine befriedigende sei, und die Nachricht, daß chinesische Banden in Tonking aufgetaucht seien, für unbegründet erklärt wird.

Paris, 20. Oktober. (W. T. B.) Zu den jüngsten, von dem Oberst Dodds eingegangenen Nachrichten verlautet aus Portonovo weiter, die Stellung am Kalesfuße sei nach dem Ausspruche des Obersten Dodds die letzte von den Dahomeern besetzte Verschanzung. Das Vorgehen gegen diese Linie müsse zur definitiven Entscheidung führen. Man glaube, daß eine derartige Aktion nicht vor acht bis zehn Tagen stattfinden könne, da Oberst Dodds dieselbe planmäßig vorzubereiten und alle thunlichen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen gedenke.

Paris, 20. Oktober. (W. T. B.) Nach einer Meldung des „Temps" aus Tanger wurden die von dem dortigen französischen Gesandten erzielten Handelserleichterungen infolge der Meistbegünstigungsklausel auch anderen Mächten zugute kommen.

Paris, 20. Oktober. (W. T. B.) Der sozialistische Deputirte Basly erklärte einem Berichterstatter gegenüber, er werde in der Kammer in einer Interpellation über die Streitigkeiten zwischen den französischen und belgischen Bergarbeitern die Forderung stellen, daß man sich bezüglich der Ausbeutung der Bergwerke auf den Standpunkt der nationalen Vertheidigung stelle und wie bei den Eisenbahnen keine Ausländer beschäftige. Die gegenwärtig beschäftigten Ausländer könnten nur unter der Bedingung behalten werden, daß sie sich naturalisiren ließen. — Der Senator Tolain beabsichtigt einen Antrag einzubringen, wonach die Direkteren der Bergwerke und Eisenbahnen vom Staate ernannt werden sollen. — Der „Siècle" bespricht das am nächsten Sonntag in Brüssel stattfindende Meeting, welches gegen die Ausweisung der belgischen Arbeiter gerichtet sein soll. Das Blatt meint die Aufforderung zu dem Meeting einen Anfall von delirium tremens mit, und Frankreich könne derartigen Exzessen nur Verachtung entgegensetzen.

Liverpool, 20. Oktober. (W. T. B.) Bei dem heutigen Unfall im Hafen gelegentlich der Ankunft des Dampfers „City of New-York" ist, wie sich jetzt herausgestellt hat, nur ein Zollbeamter ertrunken.

Kopenhagen, 20. Oktober. (W. T. B.) Von dem Könige ist der Ober-Hofmarschall v. Lövenskjield nach Potsdam entsendet, um die Stellvertretung des Königs bei der Taufe der jüngst geborenen Tochter Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin zu übernehmen.

Kopenhagen, 20. Oktober. (W. T. B.) Zum Vertreter Dänemarks bei der internationalen Münzkonferenz in Brüssel ist der Geheimrath Tietzen ernannt worden. — Wie verlautet, ist der Gouverneur der dänisch westindischen Inseln Arnoldus um seine Entlassung eingekommen, zu seinem Nachfolger ist der Kämmerer Gjellerup in Washington Graf Sponneck ausersehen. — Der Königs und die Königin von Dänemark, der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, der Prinz und die Prinzessin von Wales und der Herzog von Cumberland wohnten gestern dem nächsten Kronprinzen zur silbernen Hochzeit ein gebrauchsfähiges Tischservice aus Silber geschenkt.

Petersburg, 20. Oktober. (W. T. B.) In der offiziösen Mittheilung des „Regierungsboten" über die Maßnahmen des Leiters des Finanzministeriums Witte betreffs der Industrie kommt die „Nowoje Wremja", Witte beabsichtige nicht nur die die Industrie belastenden Umstände zu beseitigen, sondern die Aufgabe der Regierung gegenüber der Industrie als eine noch weit größere. Im weiteren weist das Blatt auf das erste Schreiben des Ministers der „Kunstsöhne" einfach, die Lieferanten, die Unterschlagungen werden den gegenüberstehen, nach der Meinung der „Nowoje Wremja" vorzüglichen Zustand verdienen. Gleichzeitig fordert das Blatt von der Moskauschen einer Revision der russischen Handelsverträge, die allerdings bereits seien und schleunigst abgeändert werden müßten.

* **Konstantinopel** 20 Oktober. (Privat-Telegramm.) Die türkische Antwort an Rußland soll als endgültiger Abschluß der jüngsten Reibungen.

* **Athen**, 20. Oktober. (Privat-Telegramm.) Trikupis versendete über den Abbruch der rumänischen Beziehungen ein Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter, welchem eine für die Mächte bestimmte Denkschrift nachfolgen wird.

Athen, 20. Oktober. (W. T. B.) Wie in der Regierung nahestehenden Kreisen versichert wird, hat die Differenz mit Rumänien bisher zu keinen diplomatischen Schritten Griechenlands bei den Mächten geführt.

Cetinje, 20 Oktober. (W. T. B.) Ein Auslieferungs-Vertrag zwischen Italien und Montenegro ist heute unterzeichnet worden.

Jüdisches Erwerbsleben.

⊙ **Aus Baiern.** In dem Augenblicke, in welchem die Frage zur Stellungnahme gegenüber der Judenfrage praktische Gestalt angenommen hat und brennend geworden ist, erscheint eine Schrift, welche uns den richtigen Weg zu weisen dünkt. Sie führt den Titel: „Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart von Dr. Robert Waldhausen", Verlag der Abtschen Buchhandlung in Passau. Die Broschüre ist sechs Druckbogen stark und kostet 1 M.

Der Verfasser, welchem eine genaue Kenntniß des sozialen Lebens der Gegenwart, großer Scharfsinn und ein offener Blick für die Schäden der Zeit zur Verfügung stehen, weist bei Behandlung der Judenfrage den Rassenstandpunkt ebenso zurück wie konfessionelle Gesichtspunkte. Ihm ist die Judenfrage die Voraussetzung der großen sozialen Frage der Gegenwart. Er schreibt: „Die soziale Frage bildet den Mittelpunkt aller Betrachtungen der Gegenwart. Für den eigentlichen Kern der sozialen Frage aber erachten wir das jüdische Erwerbsleben." Dr. Robert Waldhausen erörtert dann den Unterschied zwischen der christlichen und jüdischen Auffassung des Erwerbes.

Der jüdische Erwerb ist charakterisirt durch zwei Erscheinungen. Einmal will die große Mehrzahl der Juden ohne produktive Thätigkeit, durch Ausbeutung der Arbeit anderer, durch Spekulation auf die Differenz der Werthe im Handeln und Schachern, im Darleihen und Vermitteln, im Börsenspiele und Gründen eine bequeme und reichliche Einnahme sich verschaffen. Sodann kommt das Grad des Judenthums keineswegs Rücksicht auf das Wohl des Nächsten, keine andere sittliche Schranke, als den Buchstaben des Strafgesetzes. Gesschwind der Vortheil des Gewinnes größer, als die Höhe des Strafgesetzes, so wird auch dieses kaltblütig mißachtet. Es ist klar, daß im Gewege und Gedränge derjenige rasch eben aufkommt, welcher nur an sich denkt und sich keinen Skrupel macht, den Nächsten niederzutreten. Aus dieser Thatsache erklärt sich sehr einfach, warum die Juden so rasch Reichthümer sammeln.

Der jüdischen Erwerbsart entgegengesetzt ist die christliche Lehre vom gerechten Erwerbsleben. Das Christenthum fordert für jeden Erwerb die Redlichkeit durch ehrene ehrliche Arbeit oder durch rechtmäßiges Erbe. Das Christenthum verbietet ferner die Ausbeutung des Nächsten durch überlegene wirthschaftliche Macht, fordert vielmehr die Widmung jedes einzelnen für das allgemeine Wohl und die Rücksichtnahme auf den wirthschaftlich Schwachen. Zwischen Christenthum und Judenthum besteht also ein direkter Widerspruch und jedes christliche Gemeinwesen hegeht einen Selbstmord, wenn es den Judenerwerb schrankenlos zuläßt.

Gewiß handeln nicht alle Christen so, wie die Lehre des Heilandes fordert; ungeschehen sind nicht alle Juden im Erwerben bereits. Aber im allgemeinen war noch vor wenigen Jahrzehnten die Regel unterfreind. Es war darum die größte Thorheit, daß man im letzten Jahrzehnt die notwendigen Schranken gegen unlauteren Judenerwerb, hier früher, dort später beseitigte. Sondern hat die jüdisch-heidnische Anschauung und Handlungsweise im Erwerbsleben ansichent gewirkt und namentlich in den ungenannten gebildeten Kreisen fast rasch die essentiale Sittlichkeit. Was bei verbreiteten Seuchen der Pockilus, der Infektionsstoff wirkt, das ist auf sittlichem Gebiete das jüdische Beispiel. Man darf dem Gifte der Vergiftung durch falsche Lebensanschauung und unsittliche Handlungsweise nicht freien Lauf lassen, soll nicht das ganze Organismus der Gesellschaft angesteckt werden. In arbeitenden, christlich denkenden und handelnden Volke nennt man eine Handlungsweise, welche ohne Arbeit reich werden will, welche die Nächsten auf den Nächsten mißachtet und die sittlichen Strahlen der christlichen Lehre durchbricht, ganz einfach jüdische Handlungsweise. Im Volke ist also der Unterschied zwischen christlichem und jüdischem Erwerbe noch wohlbekannt. In gebildeten Kreisen aber haben heidnisch-jüdische Weltanschauungen und Handlungsweise bereits solche Verbreitung gewonnen, daß die sittlichen Wertschätzungen angetrübt ist, daß die Berliner Judenschutzer, mit Bucher, Richter u. s. w. an der Spitze, den Judenerwerb dem christlichen Volke als Muster vorzustellen sich nicht schämten. Hierzu bemerkt Dr. R. Waldhausen: „Nicht darin, daß die Christen allgemein auf die tiefe Stufe blosen lukrativen Erwerbes herabsinken, sondern daß die Juden, in größerer Anzahl als heute, in allmählicher Erziehung zur sittlichen Höhe der christlichen Lehre über Erwerb und Besitz, zur Höhe der produktiven Arbeit sich emporschwingen, liegt die Lösung der Judenfrage."

Ueber die Entstehung der Judenfrage und über die wahren Ursachen derselben äußert sich der Verfasser also (S. 3—4):

„Anfangs kamen die christlichen Völker den Juden mit jenem gutmüthigen Vertrauen entgegen, wie sie unter sich selbst verkehrten. Seitdem aber die Völker eingesehen haben, daß dieses Vertrauen schmählich mißbraucht wurde, seitdem ist eine harte Ernüchterung erfolgt. Viele sind an den Bettelstab gekommen, andere sind dem Wucher verfallen und können sich trotz aller Sparsamkeit desselben nicht mehr erwehren. Fast alle aber sind verarmt, die Juden allein sind reich geworden. Diese Thatsache hat man dazu benützt, um in die Welt hinauszupusunen, daß nur Neid den Haß gegen die Juden hervorgerufen habe. So hat jüngst Professor Nothnagel in Wien in der bekannten kurzsichtigen Weise des deutschen Professorenthums zu folgendem Ausrufe sich hinreißen lassen: „Man haßt den Konkurrenten auf den Gebieten des geistigen und erwerblichen Lebens; das meine Herren ist der wahre Kern des Antisemitismus."

„Es ist nichts ekelhafter, als wenn gebildete Christen die christlichen Völker verunglimpfen und die Juden verherrlichen, selbst da, wo das Judenthum im vollen Unrechte ist. Es fehlt uns jede Bezeichnung um die unwahre Anschuldigung Nothnagels gebührend zu brandmarken. Nothnagel berief sich auf die Geschichte, aber seine Darstellung ist zu Gunsten der Juden gefärbt. Sie entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Die Arbeit sicheret den meisten nur das tägliche Brot, einigen bringt sie mäßigen Wohlstand, sehr wenigen Reichthum. Ganz anders ist es beim lukrativen Erwerbe. In wenigen Jahren werden Reichthümer gewonnen — auf Kosten anderer. Dieser Gewinn ist unsittlich, der Haß und die Abneigung arbeitender Klassen gegen solchen Erwerb ist vollauf berechtigt. Nicht blasser Neid ist es, welcher diesen Haß erzeugt, sondern die Empörung über ungerechte Aneignung; das Bewußtsein, daß die Gesellschaft in ihren sittlichen Fundamenten angegriffen sei, ruft in der Brust desjenigen, welcher ehrlich erwirbt, die bitteren Gefühle hervor. Wenn der fleißige und gesetzliche Arbeiter, der ehrliche Beamte, der unsittliche Gewerbsmann trotz aller Anstrengung nichts erübrigt, als das tägliche Brot; wenn dagegen diesem oder jenem Spekulanten ohne Mühe, ohne Arbeit an einem einzigen Tage durch Theilnahme an Gründungen oder einer Emission von Staatspapieren nicht Tausende, sondern Hunderttausende in die Tasche fallen, dann ist der wirthschaftliche Organismus tief krank und die Gesellschaft bedarf dringend eines Heilmittels und einer Reform. Nur der Mitschuldige oder Blinde kann die berechtigte Reaktion gegen solche Zustände auf Neid zurückführen. Im Volke müßte das sittliche Bewußtsein abhanden gekommen sein, wenn solche Verhältnisse nicht ein Kulturdefekt der Entstehung sich kund gäbe. Es war natürlich, daß den Juden, welche in einer Jahrhunderte langen Uebung die soll wirthschaftlichen Kriegsführung und die Kunst der Ausbeutung in größter Vollkommenheit sich angeeignet hätten, auf der Arena der freien Konkurrenz sofort eine überlegene Stellung zufallen mußte. Die Christen, in ihrer Mehrzahl an produktive Thätigkeit gewöhnt, den lukrativen Erwerb als unsittlich verachtend, Ueberlistung und die sonstigen Künste wirthschaftlicher Kriegsführung verschmähend, wurden die Opfer jener Ausbeutung, welche die Juden bereicherte. Nicht Talent, sondern Pfiffigkeit nicht Wissen und Können nicht produktive Fähigkeit und produktive Leistung, sondern List und Kunst der Ausbeutung anderer verschafften den Juden ihren Reichthum und ihre Stellung in der Gesellschaft. Börse, Leihgeschäfte, Wucher, Warenhandel, kurz alle jene Beschäftigungen, welche leichten und raschen Gewinn ohne produktive Arbeit ermöglichen wurden von den Juden bevorzugt. Nähmen sie sich dem Studium, so sind es hauptsächlich Journalistik, die kritische Praxis und Advokatur, denen sie sich zuwenden, weil diese Beschäftigungen am ehesten die Mittel für lukrativen Erwerb, für raschen Gewinn und schnelle Bereicherung bieten."

Wie das jüdische Erwerbsleben heute auflösend, auchtend und zerstörend wirkt, darüber äußert sich Dr. Robert Waldhausen (S. 10) also:

„Das Christenthum stellt sittlich höhere Postulate, als die jüdische Theorie, welche mit ihrer Nationalität, daß alle Völker Knechte des auserwählten Volkes sein sollen, geradezu die Fundamente des christlichen Sozialsteens zerstört. Die Mißachtung der sittlichen Postulate des Christenthums brachte den Juden das unermeßlichen Reichthum und mächte in konkurrenter Gemeinschaft zur Gutnimmer der christlichen Völker führen. Die Christenvölker würden theilweise Knechte der Juden werden.

Nach dem Gesetze des Moses mußte in siebenmaligen Jahren aber Besitz wieder in die ursprünglichen Hände zurückkehren. Die Entwicklung, welche die Erwerbsverhältnisse seit 1848 genommen haben, beweist, daß auch heute ein solches Gesetz notwendig werden wird, wenn nicht in absehbarer Zeit alles Volk in Judenknechte sich konvertiren soll.

Weil aber kann man dieses mosaische Gesetz keinem Praktikum nach nicht wieder in Anwendung bringen, so wird man gegen die schlimmen Folgen des Judenerwerbs andere Maßregeln in Anwendung bringen müssen."

Als solche Maßregeln empfiehlt Dr. Waldhausen folgendes (S. 77): „Die Juden müssen dem christlichen Erwerbsleben sich beugen und der christlichen Sozialordnung sich fügen. Alles durch Staatswucher und Ausbeutung Erworbene muß der Gesammtheit zurückgestellt werden. Die Sozialreform muß damit beginnen, daß der Staat seinen Kredit von den jüdischen Geldmächten unabhängig macht. Sodann muß die Strafgesetzgebung in umfassender Weise jegliche unsittliche Ausbeutung zu treffen suchen. Die heutigen Wucher- und Betrugsparagraphen sind viel zu einseitig, entsprechen weder der Erfahrung noch dem christlichen Rechtsbewußtsein.

Die sittliche Inferiorität des Judenthums gegenüber den christlichen Sittenforderungen an das Erwerbsleben muß ferner auch äußerlich zum Ausdruck kommen, in dem Verhalten der christlichen Staaten. Der Verfasser verlangt diesbezüglich die Fernhaltung des Judenthums von obrigkeitlichen Stellen, Staatsämtern, Lehranstalten und vom Militärdienste. Die Vertheidigung des Vaterlandes soll den einheimischen Volksstämmen überlassen bleiben. Als letzte Forderung stellt Dr. Waldhausen, daß den Juden verboten werde, christliche Dienstboten und Arbeiter zu halten. Der Verfasser sagt hierüber:

„Als letzte Forderung eines Programms des christlichen Staates nannten wir das Verbot, christliche Dienstboten in jüdischen Familien zu halten. Dieses Verbot reicht zurück bis in die ersten Jahrhunderte des Christenthums, wurde von Papst Gregor dem Großen für alle christlichen Völker festgesetzt und findet sich in allen Gesetzgebungen der romanischen und germanischen Völker als Grundgesetz.

Wie nothwendig ein solches Verbot für die Zukunft sich erweisen wird, zeigt ein Blick auf die Zustände der Gegenwart in Oesterreich. Es giebt kaum mehr einen Judenjüngling in Wien und namentlich in Ungarn, welcher sich nicht rühmt, vor der Verehelichung mit einer Jüdin, in unerlaubten Verhältnissen zu Christenmädchen gestanden zu sein. Der Chef der Wiener Gesehmpolizei zeigt der Sem. Schreiber dieser Zeilen vor einem Jahrzehnt schon, daß diese Verhältnisse unglaubliche Ausdehnung angenommen haben. Der Grund zu dieser Korruption der Christenmädchen liegt meist in dienstlicher oder geschäftlicher Abhängigkeit. Zimmermädchen, Gouvernanten, einfache Dienstmädchen, Näherinnen in jüdischen Geschäften, Ladnerinnen, Arbeiterinnen in jüdischen Fabriken — alle diese werden regelmäßig Opfer der Ausbeutung und schließlich der Korruption. In jüdischen Kreisen findet man in solchen Verhältnissen nur nichts Anstößiges, und leider theilt sich diese sittliche Begriffsverwirrung auch schon christlichen Kreisen mit. Die jüdischen Verführer finden sich gewöhnlich damit ab, daß die Kinder gegen eine geringe Entschädigung (von 200 fl.) in das Judenthum eingekauft werden, womit die Väter jeder weiteren Verpflichtung entboten sind. Daraus wird jedermann einen Einblick gewinnen können, wie die Korruption einem Krebsgeschwür gleich immer tiefer in die Gesellschaft eindringt so daß jede dem unbeteiligten Stachelbum zu verfallen droht."

Was den Vorschlag des Dr. Waldhausen, die Juden zu eßbrigkeitlichen Aemtern, nicht zuzulassen, betrifft, so macht er darauf aufmerksam, daß „sich seiner Zeit Fürst Bismarck sehr energisch in diesem Sinne ausgesprochen hat. Ob er diese Ansicht heute noch vertritt, wissen wir nicht, setzen es aber voraus, trotz der Wandlungen, welche in seinen Ansichten vorzugehen pflegten. Nachdem Herr v. Poschinger die Verdienste des Fürsten Bismarck als Diplomat und als Volkswirth behandelt hat, wäre es eine sehr interessante Aufgabe, wenn er uns auch die Ansichten des Fürsten Bismarck über die Juden verschiebte. „Denn trotz allem unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß die Judenfrage in der nächsten Zukunft schon auf die Tagesordnung gesetzt und nicht mehr verschwinden wird, bis sie im christlichen Sinne gelöst ist. Der Sieg der christlichen Ideen im Erwerbsleben über den jüdisch-heidnischen Geist ist die Lösung der so, ziaten Frage. Gift wenn die Volksseele durch den Geist des Christenthums wieder für das ideale Leben belebt sein wird, erst dann lassen sich die materiellen Schwierigkeiten überwinden, erst dann werden die Völker wieder kräftig werden, um zu dauernden Organisationen zu schreiten. Die Seele wird sich den Leib gestalten. Was heute geschieht und geschaffen wird, ist Flickarbeit, nur für den Tag bestimmt, ohne jegliche Gewähr der Dauer. Ein dauernder Wiederbau kann das ganze Gebäude der sogenannten sozialen Gesetzgebung über den Haufen werfen."

Mit diesen Worten des Verfassers schließen wir die Anzeige eines Buches, welches zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur über die soziale Frage zu zählen ist. Es ist ein großes Verdienst des Dr. R. Waldhausen, daß er den eigentlichen Sitz des sozialen Uebels in dem Abfalle von der christlichen Lehre über die Pflichten im Erwerbsleben so klar erkannt und in der Rückkehr zur christlichen Sozialordnung das rettende Heilmittel gezeigt hat. Wer in der sozialen Frage der

Feuilleton.

Der Spinnerlehrling.

Von William Bestall. (Fortsetzung verboten.)

Uebersetzt von Apel Albrecht.

Mit Genehmigung des Verfassers.

(Fortsetzung.) 18

Er war so krank, daß ihm das Sprechen kaum möglich war und Salomen die größte Mühe hatte, ihn aufrecht zu halten und zu Bette zu bringen.

Robin lief, so schnell er konnte, an Dr. Gockleten, mit dem er noch eine zwanzig Minuten zurückkehrte, um von Bogleich in Barlettens Schlafzimmer zu führen. Es sind dem Kranken augenscheinlich sehr schlecht; schwach er jedoch Robin sah, nickte er ihn zu sich an das Bett und sprach mit matter und leiser Stimme:

„Ich habe eine glückliche und wichtige Entdeckung gemacht; ich habe einen Offizier getroffen, der —"

„Still!" sagte Gockleten rohig, aber bestimmt. „Sie dürfen jetzt unter keinen Umständen sprechen. Sie haben verhältnißmäßiges Fieber und müssen sich sehr schonen. Robin, eile sogleich zum Hofrath, um eine Fieberkurve zu beschaffen. Sage dem Chef, daß ich Herrn Barlett in das Krankenhaus bringen werde, wenn ich nicht fürchtete, daß ihm der Transport schädlich sein könnte."

Robin lief eiligst zum Krankenhaus, um den Auftrag des Arztes auszuführen; ebenso er sehr neugierig war, was sein Patrouillen ihm mitzutheilen beabsichtigte, so beschäftigte ihn die Physische Gesundheit desselben doch zu sehr, um sich länger mit diesem Gedanken zu beschäftigen und er tröstete sich damit, daß er alles erfahren würde, sobald es Herrn Barlett etwas besser gehen werde.

Aber anstatt der erwarteten Besserung trat eine Verschlimmerung in dem Zustand des Kranken ein. Es unterlag für Dotter Gockleten keinem Zweifel mehr, daß Barlett sich infolge der Erkältung eine schwere Lungenentzündung zugezogen habe.

Robin beobachtete jeden Tag mit ängstlicher Sorge die Miene des Arztes, am Sonnabend sah er bestürzt und rätselhaft aus und sprach wenig, am Sonntag war er noch ernster und äußerte sich sehr besorgt, am Montag fragte er Salomen, ob Herr Barlett irgend welche Verwandte in der Stadt habe. Dieser entwortete, daß ein Herr nur einen Neffen, Namens Weeril, habe.

„Laßen Sie ihn sogleich holen."

Weeril erkannte Salomen, daß der Arzt jede Hoffnung auf Erhaltung des Lebens aufgegeben hatte, und schrieb sogleich an Herrn Weeril.

„Weeril ist der größte Schurke, der lebhaft dem Gedanken entgegen ist, sagte er zu Robin, „und es konnte uns kein größeres Unglück begegnen, als daß er das Geschäft erbte. Ich würde jedenfalls nicht hier bleiben, sondern sofortnehm meine Stellung aufgeben. Aber unser armer Herr kann ihn ja selbst gut genug und wird, wenn er wieder von ihm hören hat, auch sein ich überzeugt, daß er ein Dutzendmal jedenfalls und seinen alten Diener zum Teufel nicht verjagen hat. Du wirst freilich mit dem Lowenschloß bedacht sein."

Robin entwortete nicht. Die schwere Erkrankung und das beschränkte Ende seines Wohlthäters und unseren Vaters schmerzten ihn so sehr, als daß er in dieser Augenblick an sich selbst denken konnte. Aufkommen war er noch in jung, um den Wert des Gutes wundigen zu können und um die Zukunft besorgt zu sein.

Wenige Minuten später trat er in das Krankenzimmer.

Aber Barlett war von dem herzeklichen Fieber derart übermannt, daß er ihn nicht mehr erkannte und nicht fähig war, zusammenhängend zu sprechen.

Trotzdem glaubte der Arzt, daß er das Fieberhafte Leben noch einige Tage erhalten könne.

Am nächsten Tage kam Moses Weeril. Er war ein kleiner, schlecht aussehender Mann mit widerlicher Stimme, unter Ruhe verfertigenden Backenbarten und fettem Leib. In seiner anfänglichen Gedenkung erschien er nicht viel jünger zu sein, als sein Onkel, zumal sein jüdisches Haar bereits stark ergraut war. Seine weiche, leise Stimme stand in einem eigenthümlichen Gegensatz zu seinem fettlich hässlichen Gesicht und seinen ungeschlachten, eckigen Bewegungen.

„Guten Tag, Herr Langsam, guten Tag, mein lieber Herr Langsam," sagte er mit größter Herzlichkeit, indem er die Hand desselben innigst drückte. „Ich bin sehr betrübt und wirklich tief gebeugt über die traurigen Nachrichten, welche Sie mir gestern über das Befinden meines lieben Onkels sandten; ich hoffe doch, daß wir nicht das Aeußerste zu befürchten haben? — Ah, guter Herr Robin! wie geht es Ihnen, Herr Robin? gut, wie ich hoffe? — Würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, meinen Onkel auf meinen Besuch vorzubereiten?"

Salomen meinte jedoch, daß es wohl besser sein würde, mit dem Besuch bis zur Rückkehr des Arztes zu warten, worauf Herr Weeril sich still verneigte und sich in dem äußersten Winkel des Zimmers hinsetzte, um der Ruhe, aber seine Augen schweiften beständig umher, mit der größten Genauigkeit betrachtete er alle Gegenstände und Möbel und ist bei der Gelegenheit Salomen und Robin auf das scharfste und seinem Blicke entging nichts, was in dem Zimmer vor sich ging.

„Gott sei Dank, daß er endlich fort ist!" als Langsam erleichtert aus, als der Doktor endlich eintrat und und Moses in das Krankenzimmer geführt hatte. „Lange hätte ich die Gegenwart dieses unerträglichen Menschen nicht mehr ausgehalten, der einen mit seinen giftigen Augen tödtet. Es ist kein Wunder, daß jeder Mensch es mit ihm anzubinden kann und daß er daher nur mit Tetzen zu schaffen hat."

„Mit Tetzen? Wie meinen Sie das?" fragte Robin erstaunt.

„Es ist ein Redensartsatter; man bekommt übrigens, daß er die ihm zur Verfügung übergebenen Leichen nicht immer bestattet."

„Nicht bestattet? was macht er denn mit ihnen?"

„Er verkauft sie an die Aerzte, so erzählt man sich wenigstens, und eine stadtbekannte Geschichte spricht zum wenigsten sehr für dieses Gerücht. Eine von den beerdigte Leiche wurde auf Anordnung des Staatsanwalts ausgegraben, da es sich um einen Fall von unnatürlichem Gittmord handelte; aber als der Sarg geöffnet wurde, fand man anstatt der Leiche nur eine Anzahl Steine."

„Aber kann denn nicht ein anderer die Leiche entwendet und dafür Steine in den Sarg gelegt haben?"

„Nichts; das war gerade der fraglichen Punkt. Man konnte ihm nichts beweisen und der alte Sünder entkam dem Galgen. Trotzdem glaubt jedermann, daß er der Schuldige war, und man kraucht nur sein Spitzbubengesicht anzusehen, um ihn jeder Schandthat für fähig zu halten."

„Ja, er hat ein sehr hässliches Gesicht; trotzdem glaube ich, daß er ein harmloser alter Herr ist."

„Harmloser alter Herr! Nun, ich wünsche Dir, daß Du nie eine gegenheitige Ansicht von ihm erhalten möchtest. Ich kenne ihn und möchte ihm nicht zwei Pennys anvertrauen."

Wenige Minuten später traten Weeril und der Arzt wieder in den Laden. Dieser sagte, daß es Herrn Barlett leider nicht besser gehe und wenn man ihn Wunder geschähe, so fürchte er, daß sein guter alter Freund —"

Hier machte der Doktor eine Pause und schüttelte ernstig das Haupt; ehe er jedoch in seiner Rede fortfahren konnte, bemerkte Weeril mit sanftlicher, weinerlicher Stimme, daß er als der einzige Verwandte es nicht mit ansehen könnte, daß sein armer Onkel in seiner schweren Krankheit der Pflege fremder Menschen anvertraut wurde, und daß er daher bei ihm bleiben und nicht von seinem Schmerzenslager weichen würde.

„Ich haben eine kleine Platz und nur zwei Betten im ersten Stock," antwortete Salomen — „alles gehört dem Herrn und das andere Reihen."

„Oh, ich theile gern das Lose des Herrn Robin, wenn es es einfach gestatten will," sagte Weeril mit einer Grimasse, welche vermuthlich ein freundliches Lächeln darstellen sollte. „Ich beschränke mich gern."

„Aber ich nicht!" erklärte Robin ärgerlich und stützte dann bekümmertlichend hinzu: „Ich meine, mein Bett ist zu schmal, um zweien Platz zu gewähren."

„Oh," erwiderte Weeril in derselben demutsvollen Weise, „das beschränkte Lager genügt mir — ein Sopha, ein Armpult oder eine Matratze auf dem Fußboden. Ich kann überall gut liegen."

„Es meint, daß er überall gut liegen kann," flüsterte Salomen Robin zu.

„Sagen Sie etwas, Herr Langsam? Ich verstand Sie nicht recht," sagte Moses Samuel, obgleich er die nicht für ihn bestimmten Worte recht wohl verstanden hatte.

„Ich sagte nur, daß wir Ihnen eine Matratze in das Kompteir legen wollen — wenn Sie mit so geringer Bequemlichkeit zufrieden nehmen wollen."

„Geringe Bequemlichkeit! Aber, Herr Langsam, wofür halten Sie mich?! Ich bin ein bedürfnißloser, beschränkter Mann und habe mir bei den geringsten Kunsts gewartet."

„Aber auch anderen nicht," sagte Salomen leise zu Robin; „keine Frau hat er verhungern lassen."

Gewiß wurde das Kompteir oder das Studienzimmer, wie Herr Barlett es gerne nannte, in ein vorzüglichst Schlafzimmer verwandelt, und auf diese Weise wurde Weeril Robins Nachbar, denn dessen Zimmer stieß an das Kompteir.

15. Kapitel. Ein herber Verlust.

Es vergingen fünf Tage, ohne daß eine wesentliche Aenderung in dem Zustand Barletts eingetreten war; Robin und Salomen begannen wieder Hoffnung zu schöpfen, daß er sich doch noch erholen möchte; aber für Dotter Gockleten und die Krankenpflegerin, sowie auch wohl für Weeril unterlag es keinem Zweifel mehr, daß das Ende nahe bevorstehend sei. Wenn der Patient nicht mit reinigender Athemnoth zu kämpfen hatte, so lag er meist vollkommen apathisch und theilnahmslos da. Hin und wieder erkannte er jedoch diesen oder jenen seiner Umgebung und versuchte